



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bersezio, Viktor: Die Engel auf Erden : Roman : aus dem Italienischen :
(Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Engel auf Erden.

Roman von Viktor Bersezio.

Aus dem Italienischen.

(Fortsetzung.)



Ein Einbruch der Nacht war Ceci von seinem barmherzigen Ausritte zurück und sagte zu seinen beiden Gästen: Wenn Ihr zum Kurhause gehen wollt, so will ich Euch hinbringen, ich habe dort noch einige Krankenbesuche zu machen. Du, Paul, wirst ankommen, wenn im Kasino der Ball und der Abendtriumph der Gräfin begonnen hat; Ihr, Herr Devannis, findet das Zimmer in Bereitschaft, welches ich dem Briefe meines Schwagers gemäß für Euch ausgesucht habe. Ich hoffe, Ihr werdet zufrieden sein, es ist eins der besten und gesündesten.

Besten Dank!

Und jetzt, da wir einander kennen, sage ich Euch aufrichtig, es würde mir noch größere Freude machen, wenn wir Euch bei uns behielten —

Nein nein, unterbrach ihn Devannis; das möchte ich unter keiner Bedingung. Ich komme hierher, um auch eine Kur zu machen, und begeben mich unter Eure Unterthanen, Doktor. Und die Kur kann man doch am bequemsten im Kurhause machen. Ich habe die echte Krankheit unsrer Zeit, die Krankheit, welche unsrer Generation, unsrer Literatur, unsrer Kunst, kurz all und jedem den wahren Charakter verleiht: die Leberkrankheit. Erleichtert mich etwas, teurer Hippokrates, weiter verlange ich nichts; aber wenn Ihr mir den Schabernack spieltet, mich ganz und gar zu kuriren, so wäre das ein Verrat, den ich Euch nie und nimmer verzeihen könnte. Dieser Krankheit verdanke ich die Philosophie meines Lebens und einen großen Teil meines eigentümlichen Wesens. Wenn mir nichts davon mehr bliebe, so müßte ich alle meine Ansichten und Meinungen reformiren, mein ganzer Charakter würde mir unvollkommen und verkrüppelt vorkommen, und ich bin schon zu alt, um mir einen neuen zuzulegen.

Grenzboten II. 1884.

50

Wollen sehen, wollen sehen, antwortete Cerci lachend. Inzwischen könnt Ihr Euch beruhigen, Ihr müßt wissen: von einer schönen Leberkrankheit kommt man nicht wieder davon. Adele, bringe jetzt die Kinder zu Bett. Wir wollen gehen.

Sie verließen das Haus. Die Schlafstube der Kinder lag an der rechten Seite der Thür, durch welche man in den Garten gelangte, unmittelbar dem Speisezimmer gegenüber. Die Vorhänge dieses Stübchens waren geschlossen, aber durch die Spalten derselben drang das Licht der beim Schlafengehen der Kinder leuchtenden Lampe, und diese rötlichen, halb durchbrochenen Strahlen fielen auf die Blätter der vor dem Hause aufgepflanzten Blumen und Sträucher. Da es die heißeste Jahreszeit war, so ließ man die Fenster solange als möglich offen, und dann kam immer aus dem Nebenzimmer die Mutter auf den Fußspitzen, um das Fenster behutsam zu schließen, konnte sich aber den Genuß nicht verjagen, auf diese weißen, in Schlaf versunkenen Stirnen, über welchen der Engel der Unschuld schwebte, einen leichten Kuß zu drücken. Auch heute war das Fenster noch offen, man hörte daher von außen die zarten Stimmen der im Einschlafen begriffenen Kinder, welche ihre Abendgebete lallten, hörte von Zeit zu Zeit zugleich mit ihnen die ernstere Stimme der Mutter, welche einhelft und verbesserte. Josef fühlte sich so angezogen, daß er sich an die Vorhänge stellte, um durchzublicken.

Devannis! Was machst du? fragte Paul.

Ist! antwortete Devannis leise. Schweigt und kommt hierher, Ihr sollt ein Schauspiel bewundern, welches in seiner Einfachheit das rührendste ist, das es geben kann.

Cerci und Paul traten nun auch an das Fenster.

Vor einem schwarzen Kreuzifix, auf welchem sich die in Elfenbein geschnitzte Gestalt Christi abhob, hatte Adele ihre beiden Jüngsten auf einem Stuhle niederknien lassen und hielt sie mit den Armen liebevoll umschlungen. Die Kleinen hatten die Hände gefaltet und sagten die heiligen Worte des Gebetes her, und die Mutter wiederholte solche im stillen, hatte die Augen zu dem Abbild des vergöttlichten Schmerzes erhoben und flehte die Vorsehung für ihre Söhne an. Ab und zu überwältigte der Schlaf die Kleinen, ihre kleinen Blondköpfe sanken herab, die Augen fielen ihnen zu, und die Worte erstarben auf ihren Lippen; dann erweckte sie die Mutter mit einem Kusse und flüsterte ihnen den Satz, bei welchem sie stehen geblieben waren, wieder zu.

Laßt uns gehen, antwortete Josef, indem er so leise sprach, wie die Andächtigen in der Kirche; und Ihr, Doktor, verzeiht mir diese Indiskretion, die ein Stück aus dem Schatze Euers Familienglücks ausgeforscht hat. Ich bin ein Profaner, das gebe ich zu, aber ein Profaner, der wohl imstande ist, dies Paradies zu begreifen.

Mein lieber Herr Devannis, bemerkte scherzend der Doktor; wißt Ihr wohl, was ich thun würde, wenn ich Anhänger von Galls Schädellehre wäre? Ich

würde sofort die Knoten auf Euerm Haupte untersuchen. Ihr müßt einen großartig entwickelten Knoten der Vaterliebe haben.

Kann sein! antwortete Josef Devannis ernsthaft.

Jetzt strahlte der herrlichste Mond, der je auf das sehnsüchtige Antlitz eines verliebten Mädchens herableuchtete. Die Straße, welche sich durch die grüne Flur des Feldes hinzog, erglänzte wie ein Streifen schneeweißen Leinens; der mit sanftem Gemurmel dahinrauschende Fluß funkelte von tausend silbernen Flimmern, welche sich unruhig auf und ab bewegten und seine Wellen umzuwälzen schienen. Das Kurhaus mit seiner hohen Vorderfront lag im Dunkeln, und aus fünf oder sechs Fenstern schimmerte der rote Widerschein des hell erleuchteten Kasinos, wo sich die Badegäste versammelt hatten.

Die drei Männer gingen still, in tiefen Gedanken versunken. Josef war der erste, der das Schweigen brach.

Ihr also, sagte er zum Doktor, als ob er dem Faden der Gedanken, die ihn bis dahin beschäftigt hatten, folgte, ihr also werdet Eure Söhne zu ebenso vielen Gläubigen machen?

Cerci blieb stehen, sah dem Fragenden ins Gesicht und blieb einen Augenblick die Antwort schuldig. Dann sagte er: Warum stellt Ihr eine solche Frage?

Weil darunter ein sehr ernstes Problem liegt, woran ich schon verschiedene male gedacht habe, ohne die Auflösung zu finden, und weil ich gern die Gründe kennen lernen möchte, durch die Ihr, wie das Faktum zeigt, zu dieser Auflösung gekommen seid. In meinem Nomadenleben, in welchem ich gezwungen bin, ohne Ruhe und Raß wie der ewige Jude und unter den Peitschenhieben einer krankhaften Aufregung hin und her zu schweifen, habe ich mich selbst doch schon oft gefragt, welche Regel ich, vorausgesetzt, daß es mir gelänge, irgend wo festen Fuß zu fassen und eine Familie zu begründen, meinen Söhnen gegenüber im Punkte der Religion beobachten würde. Sollte ich sie ganz und gar dieses Trostes, der doch, wie ich zugeben muß, das menschliche Gemüt erhebt und aufrichtet, berauben, oder sollte ich eine Heuchelei begehen, wenn ich sie in einem Glauben unterrichtete, den ich selbst nicht habe?

Der Doktor unterbrach ihn: Und wer sagt Euch, daß ich diesen Glauben nicht habe?

Was? Ein Arzt?

Nach ein Arzt kann unter dem Messer des Anatomen, der Analyse des Chemikers Gott erkennen. Allerdings hat die Wissenschaft heutzutage materialistische Tendenzen, die Physiologie will in ihrem ungemessenen Stolze die Psychologie verschlingen, und der Materialismus verschluckt die Ontologie. Die physikalisch-chemischen Kräfte trachten darnach, die Seele zu zerstören, und die allgemeinen, notwendigen Gesetze, welche zugleich mit dem Stoffe und seinen Kräften bestehen, haben den Schöpfer entthronen wollen. Nur der ewige, un-

zerstörbare Urstoff mit allen Fähigkeiten der höchsten Potenz, soll der alleinige Oberherr, soll Gott sein. Aber mit allen diesen subtilen Erklärungen erklärt die Wissenschaft garnichts; und es mag recht fein klingen, wenn sie den Geist eine Neurose, das Denken eine Absonderung des Gehirns, den Verstand die allervollkommenste Materie nennt; das menschliche Bewußtsein empört sich dagegen und weiß, daß alle diese herrlichen physikalisch-chemischen Kräfte, wenn man sie noch so sehr in Bewegung setzt, doch nicht hinreichen, um einen Menschen oder überhaupt irgend ein Wesen hervorzubringen, weiß, daß alles ein großer Unsinn ist, wenn man einen letzten Grund ausschließt. Auch die Gründe des Materialismus sind Hypothesen, viel leichtsinnigere Hypothesen als die der Ontologie; dahin gehört zum Beispiel die Hypothese von den in den Urstoffen versteckten Kräften, welche sich bald entwickeln, bald nicht. Alles dies wird uns von unserm menschlichen Hochmut eingeblasen. Weil wir den großen Plan der Schöpfung nicht begreifen — und wie sollten wir ihn begreifen, wir, die wir nur einen unendlich kleinen Teil davon bilden? ich möchte einmal eine Ameise hören, wie die über das Dasein auf Erden räsonnirte! — so verachten wir diesen Plan, stoßen uns an eine Ungereimtheit, welche es aber nur relativ, das heißt mit Rücksicht auf unsern höchst beschränkten Verstand ist, und zerstören die Welt des Geistes, um nur die Welt der Materie bestehen zu lassen, da wir dann wenigstens die stolze Genugthuung haben, das letzte und vollkommenste Produkt zu sein, und dann verfällt man unvermerkt auf andre Ungereimtheiten und gelangt schließlich zu der Absurdität, daß das ganze Universum unnütz sei. Dieser Nutzen des Universums wird in den ontologischen Hypothesen, wenn auch nicht handgreiflich erfaßt, so doch in logischer Weise begriffen; nach den Hypothesen der Materialisten kann er garnicht existiren.

Ihr seid ein Arzt und sprecht wie ein Theologe, sagte Josef. Ich ziehe meinen Zweifel von vorhin zurück. Von Euerem Standpunkte war die Lösung der von mir gestellten Frage sehr natürlich, aber was würdet Ihr denn einem Vater, der sich nicht in eben solchem Gnadenzustande wie Ihr befindet, für einen Rat geben können?

Ganz denselben. Die Erziehung und der allererste Unterricht gehören notwendigerweise und von Rechtswegen zu den Aufgaben der Mutter; einen wesentlichen Teil dieser Erziehung bildet der Religionsunterricht, mithin muß die Mutter das Bewußtsein in sich fühlen, ihn ihren Kindern zu erteilen. Denn das Weib hat den Glauben, wie es die Liebe hat. Ich weiß nicht, ob die bürgerliche Korruption soweit vorgeschritten ist, daß es atheistische Frauen giebt. Wenn dem so wäre, so würde ich Euch raten, macht ja keine von ihnen zu Eurer Lebensgefährtin und zur Mutter Eurer Kinder. Die Wissenschaft mag den Verstand des Mannes befriedigen, nie wird sie dem Gemüte des Weibes genügen; wehe dem Weibe, welches keinen Glauben hat! Aber warum fragt Ihr mich denn überhaupt, Herr Devannis? Ihr habt ja selbst die Antwort

auf Eure Frage soeben erst durch Eure eigne Nahrung erhalten, als Ihr dem Abendgebete meiner Buben zuschautet! Ihr habt gefühlt, daß in jenem mütterlichen Amte etwas Heiliges, Erhabenes, Ehrfürchtiges liegt, und Eure Seele war gerührt. Sagt mir doch, ob dies auch ein materieller Eindruck war und ob es in Euch der Inbegriff der physisch-chemischen Kräfte gewesen ist, die davon berührt wurden?

Die Freunde waren jetzt im Kurhause angelangt. Der Wiederhall der Tanzmusik im Kasino breitete sich durch die langen Korridore in immer näher kommenden Tonschwingungen aus. Als unsre drei Freunde den ersten Stock bestiegen hatten, konnten sie mitten unter den musikalischen Tonwellen auch fröhliche menschliche Stimmen und lautes Gelächter hören. Am Ende des langen Korridors öffnete sich eine Terrasse, hier standen große Vasen mit Oleandern, das Silberlicht des Vollmondes fiel herein, und oben an dem tiefblauen Himmel glänzten die funkelnden Sterne. Manches Pärchen hatte den heißen und hellerleuchteten Tanzsaal verlassen und suchte in der frischen Nachtluft dieser offenen Terrasse Kühlung und Erholung. Einige helle Damenkleider wandelten langsam in anmutigem Geflüster zwischen den Oleandern. Am Horizonte erschien in tiefem Schwarz das Profil des nahen Kamms der Apenninen.

Als Cerci, Paul und Josef bis zu dieser Terrasse gekommen waren, beschloffen sie sich zu trennen.

Ich überlasse Euch nun den Verführungen des Tanzes, sagte der Doktor, ich mache jetzt meine Krankenbesuche.

Wenn es Euch nicht zuviel Mühe macht, erwiderte Josef, so führt mich jetzt gleich auf mein Zimmer. Der Tanz hat garnichts Verführerisches mehr für mich, und Paul hat meine Gesellschaft nicht nötig, um der Gräfin Beltoni, die ihn erwartet, die Stirn zu bieten.

Ach, richtig! sagte Paul. Das hatte ich ganz vergessen.

Gut Glück! rief Josef lachend; ich werde ja hören, wie die Schlacht abläuft.

Und ich, fügte Cerci hinzu, werde dich abholen, wir gehen dann ganz profaisch nach Hause und legen uns zu Bett.

Paul blieb mithin allein auf der Terrasse. Der Tanz hatte wieder begonnen, alles war in den Saal geeilt. Die Hauptthüre desselben ging auf den Korridor, aber man konnte auch aus der Terrasse in ein dazwischenliegendes Zimmer mittelst eines großen, in der Regel durch ein Glasfenster verschlossenen Bogeneinganges in den Saal selbst gelangen. Dieses Glasfenster stand ausnahmsweise offen, und Paul, der sich an eine der obenerwähnten großen Vasen lehnte, konnte seinen Blick bis in den Saal hinein senden. Und nun sah er vor der Zuschauergruppe, die sich in einer Thüröffnung gebildet hatte, die tanzenden Paare vorbeischießen und Haare, Blumen, Gesichter, Schleier und Kleiderfalbeln in dieser heißen Atmosphäre wie einen Wirbel der ver-

schiedenartigsten Elemente sich hin und her bewegen. Und als vollkommenster Gegensatz dazu lag rings um ihn Feld und Flur im tiefsten Schweigen versunken, und die Stille der Nacht wurde nur hie und da durch das scharfe und durchdringende Gezirpe der Grillen auf den Wiesen unterbrochen.

Obwohl Pauls Blicke stets auf dieses ausgelassene Drängen und Treiben gerichtet waren, so waren doch seine Gedanken fern von dem Schauspiele. In seiner Phantasie erschien das entzückende Bild einer schwarzgekleideten Frau, welche langsam, ernst, anmutig im Mondeschein wandelte, so wie er erst wenige Stunden vorher Rina das Thal, welches jetzt zu seinen Füßen lag, hatte durchschreiten sehen.

Dies Bild hatte sich seinem Gehirne dargestellt und es unwillkürlich eingenommen. Er fuhr zusammen, denn es nahm festere Gestalt an und formte sich in einen Namen, der in seinem Kopfe wiedertönte, als wenn sein Schutzengel ihn seiner Seele eingehaucht hätte: Rina!
(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Von Berber nach Suakin. Der englische Oberst Colborne, der dem Stabe des Generals Hicks angehörte, aber kurz vor der Katastrophe von El Obeid wegen Erkrankung seinen Abschied nahm, hat einen Teil seiner Tagebücher veröffentlicht, Aufzeichnungen, denen wir einiges, was den nächsten Rückzugsweg der ägyptischen Garnisonen und die kürzeste Straße für Truppen zu ihrer Unterstützung im Sudan schildert, in Auszügen entnehmen. Es ist die Reise zu Kameel, die er im Juli vorigen Jahres von Berber nach Suakin unternahm, und die er hier sehr anschaulich schildert. Er schreibt darüber:

Nach einer viertägigen Nilfahrt von Chartum kam ich in Berber an, wo ich dem Dampfboote Valet sagen und durch die Wüste nach dem Roten Meere weiter gehen mußte — im Monat Juli nichts weniger als eine Vergnügungstour. Berber ist eine Gruppe von Lehmhütten mit spärlich dazwischen gebauten Häusern, die etwas besseres sein wollen. . . . Als ich den hohen Akazien und Palmen der Stadt den Rücken kehrte und mich der Wüste zuwendete, kam mir der elende Ort mit seinen schwarzbraunen Töchtern, die nichts am Leibe tragen als einen schmalen Schurz von Lederstreifen, welche am untern Ende mit Bleikügelchen beschwert sind, immerhin noch wie innerhalb des Kreises der Zivilisation gelegen vor. . . . Wir brachen um sieben Uhr abends auf. Die Gesellschaft bestand außer mir in einem gleichfalls kranken ägyptischen Offizier, zwei Baschibozuks, die mir Hicks als Eskorte mitgegeben, und den Kameeltreibern vom Stamme der Bischarin mit sieben Kameelen, von denen drei für mich und das Gepäck bestimmt waren, während die andern Säcke mit Durrah und Wasserfläuche trugen. . . . Die Bischarin sind schöne, hochgewachsene Leute, mager, aber sonst wohlgebaut. Sie haben regelmäßige blendendweiße Zähne, was theils von ihrer einfachen Diät, theils von der Gewohnheit kommt,